



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Massow, W. von: Ferdinand, Zar der Bulgaren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ferdinand, Zar der Bulgaren

Von W. von Maffow-Berlin



vor hundert Jahren lastete noch der Druck des stamm- und glaubensfremden Osmanentums auf den christlichen Völkern der Balkanhalbinsel. Das war damals noch jenes Osmanentum, das von der europäischen Kultur nicht nur kaum berührt war, sondern ihr sogar fremd und feindselig gegenüberstand, das von dem rauhen und kräftigen Sinn und dem kriegerischen Geist seiner Vorfahren immer noch genug bewahrt hatte, um selbst nach dem Herabstinken von der stolzen Höhe eines Europa bedrohenden Eroberers den Völkern, auf denen seine schwere Hand ruhte, furchtbar zu sein, — jenes Osmanentum, das durch sein Bekenntnis zum Islam und durch die Kalifenwürde seines Herrschers fest im Orient verankert war und für das Wohl und die Menschenwürde der „Rajah“, der unter seiner Botmäßigkeit stehenden andersgläubigen „Herde“ nur stolze Verachtung übrig hatte.

Bald darauf legte Sultan Mahmud auf echt orientalisches gewaltsame Weise den Grund zu einer Reform der Türkei. Es hat lange gedauert, bis die europäische Staatenwelt an das allmähliche Europäischwerden der Türkei zu glauben begann. Seltsamerweise ist es dem türkischen Herrscher, der seinem inneren Wesen nach fast mehr als seine nächsten Vorgänger Orientale war, Abdul Hamid dem Zweiten, gelungen, jenen Glauben durch seine eigenartige, in der Rücksichtslosigkeit ihrer Mittel fast dämonisch zu nennende Staatsklugheit zu befestigen. Daß man in Europa wieder mit Achtung und Sympathie auf die Entwicklung der Türkei blickte, daß man in dem osmanischen Türken den „Gentleman des Orients“ zu schätzen begann, ist Abdul Hamids unbefreitbares Verdienst. Und doch vollzog sich gerade in dieser Periode, die das Ansehen

der Türkei in Europa so bedeutend gehoben hat, die völlige Loslösung der christlichen Nationalitäten der Balkanhalbinsel von der türkischen Oberherrschaft.

Es besteht wohl ein innerer Zusammenhang zwischen dieser äußeren Abbröckelung des osmanischen Reichs und seiner einstweiligen inneren Kräftigung, die freilich neuerdings in einen neuen Zerfallsprozeß umzuschlagen scheint. Die Türkei hatte sich mit dem Augenblick, als sie sich nach europäischem Muster umzubilden begann, von der alten Grundlage ihres Wesens, der religiös-orientalischen, losgelöst; sie mußte ein neues Fundament gewinnen, und das war das national-türkische. Damit wurde die islamitische Idee, die durch den Sultan als Kalifen vertreten wurde, nicht aufgegeben; sie bildete immer noch den festen Kitt, der das Völkergemisch mohammedanischen Glaubens zusammenhielt. Aber der Charakter der Staatseinrichtungen erhielt eine nationale Färbung; die Türken fühlten sich jetzt als herrschender Stamm auch gegenüber den Arabern und anderen Glaubensgenossen, und der Despotismus Abdul Hamids, so orientalisches er war, hatte nichts mehr von dem Glaubensfanatismus, der alle nationalen Unterschiede verwischte, wo die Fahne des Propheten wehte. Dieser neue Despotismus war vielmehr die straffe, persönliche Zusammenfassung der Ideen und Eigenheiten, die der alttürkische Nationalcharakter in sich barg. Daß daraus eine Steigerung der nationalen Fähigkeiten, eine Art von Wiedergeburt des Türkentums hervorging, ist wohl zu erklären, aber das neue Osmanentum, das nicht mehr von der religiösen Begeisterung und dem Gegensatz gegen die „Angläubigen“ getragen wurde, war auch nicht mehr fähig, die schon eingeleitete Befreiung der christlichen Nationalitäten aufzuhalten.

Daraus darf nun freilich nicht geschlossen werden, die christlichen Balkanvölker verdankten ihre Befreiung nur dieser Gunst der Umstände. Nichts ist weniger am Platz als die abfälligen Urteile und das spöttische Lächeln, womit das alte Europa oft noch das Emporringen dieser Völker begleitet, weil sie die traurige Vergangenheit der letzten Jahrhunderte, die für sie Jahrhunderte der Knechtschaft in der schlimmsten, am tiefsten herabwürdigenden Form waren, noch nicht ganz abgestreift haben. Man muß sich die Natur und Entwicklung des osmanischen Staatswesens gründlich vor Augen halten, um zu erkennen, was es für die christlichen Balkanvölker bedeutete, in so kurzer Zeit auch nur die bescheidene Höhe zu ersteigen, die sie jetzt erreicht haben.

Merkwürdig, daß gerade die Balkanvölker, denen die europäische Welt von Hause aus vielleicht am wenigsten zugetraut hat, in diesem Vorwärtsschreiten die Führung übernommen haben und sich jetzt als die zukunftsreichsten darstellen. Es sind die Rumänen und die Bulgaren. Vielleicht hat sie die eigenartige Blutmischung dazu prädestiniert. Von den südslawischen Völkern sind die Bulgaren das am wenigsten „rassenreine“. Ursprünglich waren ja die Bulgaren ein Volk finnischen Stammes, von dessen einstigem Wirken an den Ufern der Wolga sich noch heute Spuren erhalten haben. Von diesem frischen, lebenskräftigen Volk zweigt sich ein Teil ab, durchstreift lange Zeit die weiten Steppen

Südrußlands, um zuletzt in die Balkanhalbinsel einzubringen und in dem Gebiet zwischen Balkan und Donau neue Wohnsitze zu gewinnen. Ein Herrenvolk, rauh, kriegerisch und einfach, nach Stamm und Art den Türken ähnlich. Sie unterjochten die südslawischen Stämme des Gebiets und werden dem Kaiser in Byzanz schlimme und gefährliche Nachbarn. Als dann der Bulgarenzar das Christentum angenommen hat, wird aus den bulgarischen Herren und den unterworfenen Südslawen, deren Sprache die Eroberer angenommen haben, ein neues Volk, dem dann im weiteren Verlauf seiner Schicksale wohl noch allerlei fremdes Blut, vornehmlich türkisches und griechisches, beigemischt wird. So wie die Edelmetalle durch den Zusatz eines härteren Metalls zur Festhaltung der Prägung geeigneter werden und eine größere Widerstandsfähigkeit für den praktischen Gebrauch erhalten, so hat im bulgarischen Volk das südslawische Naturell einen Zusatz erhalten, der die ursprüngliche Weichheit und Unbeständigkeit durch eine größere Härte und Herbeheit, durch stärkeren Sinn für Disziplin und einen Zug von nüchternem Realismus glücklich ergänzt. Das bedeutet für die politische und militärische Entwicklung einen Vorsprung gegenüber den anderen Südslawen, deren sonstige, zweifellos reiche Begabung das bulgarische Volk mit seinen Nachbarn gemeinsam hat. Aber nach den Schicksalen, die Bulgarien im Lauf der Jahrhunderte erfahren hat, war der Weg, den dieses in seinem Kern so tüchtige Volk vom Augenblick seiner Befreiung an zu beschreiten hatte, mit Hindernissen und Gefahren übersät. Es ging ihm wie einem Genesenden, der die ersten Schritte aus dem Krankenzimmer nicht ohne Stütze zurücklegen kann. Sollte Bulgarien die letzten Spuren der langen Knechtschaft völlig überwinden, sollte es seine Kräfte voll entwickeln und gebrauchen lernen, sollte es in moderne, für seine Verhältnisse wirklich geeignete Staatsformen hineinwachsen und einen angemessenen Platz in der europäischen Staaten- und Kulturwelt, in die es durch Nationalität und Religion hineingehörte, gewinnen, so bedurfte es einer über das Durchschnittsmaß hinausreichenden Führung. Es mußte einen Herrscher haben, der mit überlegener Geschicklichkeit, Geduld und Verstandesschärfe die in der jungen Nation schlummernden oder keimenden Kräfte zu behüten und zu entwickeln verstand, äußere Hindernisse klug aus dem Wege zu räumen, unreife und ziellose Leidenschaften, wie sie ungewohnte Freiheit so leicht hervorruft, zu zügeln und auf ein erstrebenswertes Ziel zu lenken wußte. Bulgarien hat das Glück gehabt, einen solchen Herrscher zu finden, der diese ungemein schwierige Aufgabe bisher meisterhaft gelöst hat. Seit fünfundzwanzig Jahren waltet König Ferdinand von Bulgarien seines Herrscheramts; er hat sich in dieser Zeit den Anspruch auf einen ruhmvollen Platz in der Weltgeschichte erworben. Wenn das bulgarische Volk jetzt dieses Jubelfest besonders festlich begeht, so ist ihm die Teilnahme aller Urteilsfähigen unserer Kulturwelt sicher. Es lohnt der Mühe, die Persönlichkeit des Bulgarenkönigs und sein fünfundzwanzigjähriges Wirken näher zu betrachten, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

König Ferdinand ist ein echter Koburger, ganz und gar wie vorherbestimmt für eine Aufgabe, wie sie der eigentümlichen geschichtlichen Rolle seines Hauses entspricht. Als im Jahre 1675 der jüngste von den sieben Söhnen Ernsts des Frommen von Gotha nach glücklich beendeter Erbauseinandersetzung mit seinen Brüdern seinen bescheidenen Herrensiß im Städtchen Saalfeld einnahm, konnte gewiß niemand daran denken, daß gerade aus diesem Stamme das internationalste Herrscherhaus erblühen würde und daß seinen Nachkommen drei Königskronen — vier Würden es sein, wenn nicht über Portugal ein schlimmes Verhängnis gewaltet hätte — zuteil werden würden. Eng und klein waren die Verhältnisse für diesen jüngsten Zweig der ernestinischen Wettiner, aber um so eifriger strebten sie aus dieser Enge hinauszukommen. Ein jüngerer Sohn des Herzogs Franz Jostias von Sachsen-Koburg-Saalfeld, Prinz Friedrich Jostias, suchte sein Glück im Kriegsdienst des österreichischen Kaiserhauses. Er hat als Feldmarschall im Türkenkriege unbewußt der Aufgabe vorgearbeitet, die sein Urgroßneffe dereinst zu erfüllen hatte. Nicht lange vor der Zeit, da der alte Feldmarschall im Südosten die Lorbeeren des Prinzen Eugen zu erneuern suchte, hatte sein Neffe, der regierende Herzog Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld, der in seiner ersten Ehe kinderlos geblieben war, in seiner zweiten Gemahlin, der Gräfin Auguste von Reuß-Ebersdorf, die bedeutende Frau gefunden, die dem Hause Koburg das besondere Gepräge gegeben hat. Von ihr stammt zweifellos die politische Betriebsamkeit, der zähe Ehrgeiz und die kluge Berechnung aller Chancen, wodurch das Haus Koburg zu seiner internationalen Stellung gelangte. Zu den vielseitigen Bemühungen dieser klugen Frau um die aussichtsvolle Versorgung ihrer Kinder gehört auch die Unterbringung ihres zweiten Sohnes Ferdinand in der österreichischen Armee, in der damals das Andenken an den alten Prinzen von Koburg noch lebendig war. Prinz Ferdinand erfüllte freilich nicht die Erwartungen, die man hinsichtlich seiner militärischen Laufbahn gehegt haben mochte, aber er führte eine der reichsten Erbinnen Ungarns als Gattin heim, Antonie von Koháry, die der Kaiser in den Fürstenstand erhob. Das Haus Koburg-Koháry, das durch diese Ehe begründet wurde — erst später legten die Angehörigen dieser Linie diese Bezeichnung ab und nannten sich wie alle Mitglieder ihres Hauses fortan Prinzen von Sachsen-Koburg und Gotha —, brachte für das koburgische Gesamthaus eine neue Zukunftsmöglichkeit: Prinz Ferdinand ließ seine Kinder katholisch erziehen. Die Geschäftigkeit seines jüngsten Bruders Leopold, des ersten Königs der Belgier, sorgte dafür, daß dieses Moment gehörig ausgenutzt wurde, um die politische Stellung der Koburger zu befestigen. Während er den ältesten Sohn seines Bruders Ferdinand zum Gemahl der jungen Königin von Portugal machte, vermittelte er, der ja selbst in seiner zweiten Ehe der Schwiegerohn des Bürgerkönigs Louis Philippe geworden war, die Ehe zwischen seinem jüngeren Neffen, dem Prinzen August und der jüngsten Tochter Louis Philipps, der Prinzessin Clementine.

Aus dieser Ehe des Prinzen August von Koburg mit Clementine von Orleans ist Prinz Ferdinand, der jetzige Zar der Bulgaren, hervorgegangen. Daß er von mütterlicher Seite das Blut des Hauses Orleans in sich trägt, ist von nicht geringerer Bedeutung als seine Zugehörigkeit zum Hause Koburg. Die ersten Orleans vertraten freilich keinen sympathischen Typus. In der unerfreulichen Gestalt des Philippe Egalité erreicht die Entwicklung dieses Typus ihren Gipfel. Aber zugleich zeigt sich in ihm eine neue Seite, die den tieferen Zusammenhang seiner trotz alledem bedeutenden Eigenschaften enthüllt. Philippe Egalité steht in allerengster Fühlung mit dem Geist seiner Zeit. In seinem Verhältnis zu diesem Zeitgeist gibt es für ihn keine Schranken noch Strupel, aber er läßt sich trotzdem von ihm nicht unterjochen, sondern steht ihm mit scharf beobachtender und kalt rechnender Überlegenheit gegenüber. In dem Sohn, dem späteren König der Franzosen, Louis Philippe, erscheint derselbe Grundzug des Wesens, nur wird in ihm die kalte, zynische Weltverachtung des Vaters von ihrer aristokratischen Höhe herabgezogen und zu skeptischer Lebensflugheit und feinem Verständnis für alles Menschliche gemildert durch die harte Schule, in die ihn in seinen jungen Jahren das Leben nahm. Die Rückkehr zu der einfachen bürgerlichen Sitte, gleichfalls eine Frucht seiner harten Jugend, die ihn sogar zum anderen Extrem, zur Spießbürgerlichkeit, hinüberführte und mitunter allzusehr der äußeren Würde entbehrte, erfuhr in seinem häuslichen Leben eine besondere Hebung und Verklärung durch den Einfluß einer edeln und trefflichen Frau. Und so — mit seinem scharf rechnenden Verstande, seiner gelassenen Weltbeobachtung, seinem kühlen Realismus, und nicht zuletzt mit dem charakteristischen Mangel jeglicher Illusion, mit der Abwesenheit jedes heroischen Zuges, aber dabei mit einem ausgeprägten Familiensinn — mochte wohl das Bild des alten Königs namentlich im Gedächtnis seiner jüngsten Kinder, unter ihnen der Prinzessin Clementine, fortleben. Man muß sich erinnern, daß Ferdinand von Bulgarien ein gemeinsamer Enkel Ferdinands von Koburg-Koháry und des Königs Louis Philippe ist, wenn man den Schlüssel zu den staatsmännischen und persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten gewinnen will. Es waren die Eigenschaften, die Bulgarien brauchte, als es galt im Jahre 1887 der jungen Nation einen neuen Führer zu geben.

Verwickelt und verfahren genug war damals die Lage. Das Land in Verwirrung, das Vertrauen in die Zukunft erschüttert, Rußland tief gekränkt und grollend als der in seinen Erwartungen getäuschte, mit Undank belohnte Wohltäter, die anderen auswärtigen Mächte verschmüpft durch die Nichtbeachtung der internationalen Verträge, die Nachbarn eifersüchtig und übelwollend, die Haltung der Türkei gleichfalls drohend und mißtrauisch, und trotz aller Schwäche nicht ungefährlich. Schlimmer konnte es eigentlich kaum aussehen. Wie war es dahin gekommen?

Der Berliner Kongreß von 1878 hatte Bulgarien nur halb befreit; der südliche Teil blieb türkische Provinz, wenn auch mit autonomer Regierung, und

diesem Gebiete hatte man nicht einmal einen Namen zugebilligt, der es als von Bulgaren bewohnt kennzeichnete. Ostrumelien sollte die Provinz heißen. Trug so die äußere Lage des Landes ein Gepräge, das keine Ruhe und Zufriedenheit aufkommen ließ, weil sie den elementarsten Vorstellungen der in staatlichen Dingen noch recht unerfahrenen, aber in ihrem nationalen Selbstgefühl sehr gehobenen Bevölkerung in keiner Weise entsprach, so hatte man sich die innere Gestaltung des neuen Staats nur allzu leicht gemacht. Eine moderne, freisinnige Verfassung, für diese Zustände passend wie die Faust aufs Auge — damit glaubte man vorläufig alles Nötige getan zu haben. Der erste Fürst von Bulgarien, Prinz Alexander von Battenberg, der im Jahre 1879 gewählt worden war, suchte, seiner ganzen persönlichen Veranlagung entsprechend, durch rasche und kühne Entschlüsse die Schwierigkeiten, die sich ihm in dieser eigenartigen Lage entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Als die neue und unerprobte Verfassung eine vernünftige Gesetzgebung mehr und mehr zu hindern schien, hob der Fürst schon nach zwei Jahren durch einen Staatsstreich die Verfassung auf, um sie nach weiteren zwei Jahren notgedrungen, aber entgegen dem Rate und Willen Rußlands wiederherzustellen. Dadurch wurde der Bruch mit Rußland eingeleitet und die schon vorher vorhandene persönliche Abneigung des Kaisers von Rußland gegen seinen Vetter, den Battenberger, zur Unversöhnlichkeit gesteigert. Wieder waren zwei Jahre der Spannung und Unruhe verfloßen, als ein Aufstand in Ostrumelien den türkischen Gouverneur verjagte und die Vereinigung mit Bulgarien beschloß. Für den Fürsten Alexander bedeutete das eine peinliche Überraschung, aber es blieb ihm kaum eine Wahl, zumal da sich Rußland zwar seiner Person feindlich, aber den Wünschen der Bulgaren nicht abgeneigt zeigte. Voll Vertrauen auf den kriegerischen Sinn und das Hochgefühl seiner Bulgaren wagte er den verwegenen Schritt und erfüllte durch den Einmarsch in Ostrumelien die Hoffnungen des Volkes. Er warf damit zugleich den europäischen Großmächten als Unterzeichnern des Berliner Vertrages von 1878 den Fehdehandschuh hin. Zum Glück für Bulgarien wollte niemand das heiße Eisen anfassen; nur Serbien erklärte den Krieg und wurde geschlagen. Aber je mehr der junge Kriegsrühm die äußere Stellung des Fürsten und des neuen Staates zu heben schien, desto mehr zeigte sich, daß dies nicht der Weg war, um die Entwicklung Bulgariens an die nächsten notwendigen Ziele zu bringen. Der Scheinerfolg nährte den Groll Rußlands, das sich wichtiger Handhaben beraubt sah, mittels deren es die Rechnung für die Befreiungsarbeit zu präsentieren gehofft hatte. Der serbische Krieg hatte ja das russische Selbstbewußtsein noch mehr, als von vornherein vorauszusehen war, verletzt und gereizt; denn Kaiser Alexander der Dritte hatte nach dem ostrumelischen Handstreich die russischen Offiziere und Beamten aus Bulgarien zurückberufen, um dem eigenmächtigen Schützling die Folgen seiner Handlungsweise recht empfindlich zu Gemüte zu führen, und nun hatten die Bulgaren auch ohne die Russen gesiegt. Jetzt setzte die Wühlarbeit der im Lande noch

tätigen russischen Agenten um so schärfer ein, und es gelang ihnen, eine innere Demoralisation herbeizuführen, die in der Katastrophe vom 21. August 1886 offen zutage trat und das Land in grenzenlose Verwirrung stürzte. Es nutzte dem Fürsten nichts, daß er nicht nur mit Serbien einen ehrenvollen Frieden geschlossen, sondern auch das Verhältnis zur Türkei auf diesen Erfolg hin geregelt hatte. Denn der Sultan hatte vorläufig gute Miene zum bösen Spiel gemacht und den Fürsten Alexander zum Generalgouverneur von Ostrumelien auf fünf Jahre ernannt, es dann weiter auch geschehen lassen, daß die bulgarische Volksvertretung im Juli 1886 ohne Befragung der Signatarmächte des Berliner Vertrages die Vereinigung von Ostrumelien mit Bulgarien beschloß. Wenige Wochen später trat die erwähnte Katastrophe ein, der Putsch der Russenfreunde im Lande, wodurch der Fürst Alexander in der unwürdigsten Weise zum Verlassen des Landes gezwungen wurde. Die Zurückführung des Fürsten nach wenigen Tagen konnte den Schimpf nicht auslöschen, den Bulgarien durch diesen Zwischenfall auf sich geladen hatte. Wenigstens hatte es sich viele Sympathien in Europa verschert, wo außerhalb Rußlands diese Behandlung des ritterlichen und sympathischen Fürsten als häßlicher Treubruch und schnöder Undank erschien. Die öffentliche Meinung in Europa ging dabei freilich mehr von Gefühlsregungen als von politischen Erwägungen aus, und deshalb sah man auch in der bald darauf erfolgenden Abdankung des Fürsten mehr den Ausdruck einer begreiflichen Empfindung als eine politische Notwendigkeit. In Wirklichkeit war dieser Schritt des Fürsten mehr das letztere. Er erkannte wohl selbst, daß die Lösungen, die er nach seiner persönlichen Veranlagung gewählt hatte und immer wieder wählen würde, nicht den richtigen Ausweg aus den Schwierigkeiten bedeuteten und immer neue Verwicklungen schaffen würden. Er hatte sich zuletzt noch persönlich gedemütigt, um Rußland zu versöhnen, und dieser schwere Schritt war ein Fehlschlag gewesen. Er hatte das Spiel endgültig verloren. Man muß sich auch das klar machen, um die spätere Politik des Fürsten Ferdinand richtig zu würdigen.

Eine schlimme Erbschaft war es also, die die neu eingefetzte Regentschaft zu ordnen hatte. Vor allem glaubte Rußland freie Bahn zu haben, um in Bulgarien wieder den alten Einfluß zu gewinnen. Aber es hatte keine glückliche Hand und täuschte sich über die Tatsache, daß die letzten Ereignisse, ja schon die vorangegangenen Wühlereien eine tiefe Erbitterung gegen Rußland in Bulgarien erzeugt hatten. So konnte die Sendung des Generals Kaulbars, dessen Auftreten überdies von vollständiger Unorientiertheit über Stimmung und Verhältnisse des Landes zeugte, nur mit einem vollständigen Mißerfolg enden und den Bruch mit Rußland zu einem vorläufig unheilbaren machen. Es ist leicht zu ermessen, wie unter solchen Umständen die Bemühungen der Regentschaft, an deren Spitze der energische Stambulow stand, ausfallen mußten, den verwaisten Thron durch eine Neuwahl wieder zu besetzen. Der Winter 1886/87 verging darüber. Dann aber wurde die Aufmerksamkeit auf den jungen Prinzen

Ferdinand von Koburg gelenkt, und diese Verhandlungen führten wirklich zum Ziel. Am 7. Juli 1887 wurde der Prinz zum Fürsten gewählt, und am 22. August hielt er einen trübseligen Einzug in Sofia, nachdem er einige Tage zuvor in Tnowa den Eid auf die Verfassung geleistet und sein Herrscheramt angetreten hatte.

Ganz auf sich allein war der junge Fürst angewiesen, der einen uneigennütigen Beirat nur in seiner klugen Mutter fand. Fürst war er zunächst nur für sein ihm noch gänzlich fremdes Volk; für das ganze Ausland war er offiziell nach wie vor der Prinz von Koburg, der gegen die bestehenden Verträge und gegen den Willen Europas eigenmächtig ein Amt übernommen hatte, das niemand anerkennen wollte. Als verwegener Leichtsinns und blanke Torheit erschien der politischen Weisheit von ganz Europa, was der junge Herr dort im politischen Wetterwinkel unseres Erdteils unternommen hatte, dieser junge Herr, den man trotz seiner Zugehörigkeit zu einem berühmten Fürstenhause zunächst nur als Magnaten und Offizier ohne besondere Bedeutung einzuschätzen geneigt war. Die Witzblätter nahmen ihn als dankbares Objekt in Beschlag, und die Öffentlichkeit wartete schadenfroh auf die nach ihrer Meinung über kurz oder lang bevorstehende Nachricht, daß er wieder verjagt worden sei.

Unterdessen erwartete Prinz Ferdinand in Sofia, unbekümmert um den Spott und Tadel der Welt, in stiller, emsiger Tätigkeit ruhig seine Zeit. Er übersah mit dem ihm von Natur eigenen klaren und nüchternen Blick die internationale Lage vollkommen und wußte ganz genau, daß ungeachtet alles Scheltens, Schmähens, Spottens und Grollens niemand seinem jungen Staate etwas tun könne und wolle, solange es ihm glückte, sein Volk von Unbesonnenheiten zurückzuhalten und Dinge, an die die Welt sich zu gewöhnen anfang, nicht wieder aufzurühren. So ließ er alle auswärtigen Schwierigkeiten ruhig auf sich beruhen, ließ die Welt reden und sich aufregen über seine „illegale“ Regierung und nahm im Innern alle die Aufgaben in Angriff, die für sein Volk das tägliche Brot bedeuteten. Er bemühte sich in erster Linie um die Finanzen, so gut es vorläufig ging, und setzte die Organisation des Heerwesens im Sinne seines Vorgängers fort. Durch sein Privatvermögen ein reicher Mann und dadurch dem Staat gegenüber unabhängig, fand er vielfache Gelegenheit, sich im Lande durch persönliche Fürsorge beliebt zu machen. Wirtschaftliche Maßnahmen und zweckmäßige Handelsverträge erschlossen die Hilfsquellen des so lange vernachlässigten Landes. Der Fürst hatte Stambulow, der sich am meisten das Vertrauen des Landes erworben hatte, zum Ministerpräsidenten ernannt, obwohl dieser staatsmännisch sehr befähigte Mann in seinem Wesen einige nicht unbedenkliche Züge aufzuweisen hatte. Aber die skrupellose und etwas gewalttätige Art Stambulows war für die Übergangszeit in dem noch halborientalischen Lande wohl zu ertragen. Schlimmer war es, daß Stambulow den besonderen Haß Rußlands auf sich geladen hatte und daß daher, solange er am Ruder war, auf ein Aufhören der panslawistischen Heterieen nicht zu rechnen war. Aber

einstweilen steigerten diese Machinationen die Erbitterung der besten Elemente des Landes gegen Rußland ganz bedeutend, und da auch Fürst Ferdinand persönlich von Rußland in Acht und Bann getan war, so diente das Ganze trotz allem zur Befestigung der Stellung des Fürsten. Nach fast sechsjähriger unverdrossener Arbeit war das Vertrauen zum Fürsten schon so sehr gestiegen, daß er daran denken konnte, die ärgsten Mängel der Verfassung abzustellen und die allzu vielköpfige Volksvertretung des verhältnismäßig kleinen Landes auf die Hälfte ihrer Zahl herabzusetzen. Fürst Ferdinand hatte sich einige Zeit vorher mit Prinzessin Luise von Parma vermählt, und die neue Dynastie wurde im Januar 1894 durch die Geburt eines Erbprinzen erfreut. Schwierig genug blieb die Stellung des Fürsten trotz alledem, denn allmählich hatten die Parteien, die in einem politisch noch so unfertigen Volk natürlich als persönliche Gefolgschaften ehrgeiziger Politiker erschienen, wieder gefährliche innere Spannungen hervorgerufen. Wir brauchen diese nicht in ihren Einzelheiten zu verfolgen; für den Fürsten ergab sich daraus die Notwendigkeit, seine Stellung über den Parteien um so strenger zu wahren. Ende März 1894 sah er sich genötigt, der Gegenpartei größeren Raum zu gewähren; die Folge war die Entlassung Stambulows. Gegen den gestürzten Minister entfaltete nun dessen Todfeind Zankow eine von leidenschaftlichem Haß erfüllte Tätigkeit, die in Schranken zu halten Fürst Ferdinand vorläufig noch nicht die Macht hatte. Er mußte nur dafür sorgen, daß die Ausbrüche der Parteileidenschaft den Staatswagen nicht aus dem mühsam gebahnten Wege schleuderten. Am 15. Juli 1895 fiel Stambulow in Sofia auf offener Straße einem Mordanschlag zum Opfer; drei Tage später starb er an den erhaltenen Wunden. Es war wohl die bitterste Erfahrung, die Fürst Ferdinand in seiner Regierung bis jetzt gemacht hat; aber seine kühl berechnende, überlegene Klugheit fand sogleich den rechten Ausweg, wie dieser für die bulgarischen Zustände so beschämende Zwischenfall zum Vorteil des Staates ausgenutzt werden konnte. Der Fall Stambulows gab eine Anknüpfung, um nun doch endlich mit Rußland ins Reine zu kommen. Der Metropolit Clement, einer der schärfsten Gegner Stambulows, wurde jetzt vom Fürsten Ferdinand in geschickter Verständigung gewonnen und ging als Führer einer Deputation nach Petersburg zu Kaiser Nikolaus dem Zweiten, der dem Gedanken der Anerkennung der neuen Lage zugänglicher war als sein Vater. Noch lange schwebten die Verhandlungen, aber endlich fand doch die zähe Geduld und die unbeirrte Festigkeit des Bulgarenfürsten ihren Lohn. Die russische Regierung hatte sich überzeugt, daß ihr die letzte Gelegenheit, ihren Einfluß auf Bulgarien und den letzten Rest von Sympathie im Lande zu retten, unwiederbringlich entschlüpfen würde, wenn sie jetzt dem Fürsten Ferdinand einen Stein in den Weg würfe. Am 14. Februar 1896 erlebte die Welt ein charakteristisches Symptom der neuen Lage. Der zwei Jahre alte kleine Prinz Boris, der anfangs römisch-katholisch getauft worden war, empfing jetzt die Taufe nach orthodox-griechischem Ritus, und Zar Nikolaus

übernahm dabei eine Patenstelle. Unmittelbar darauf erfolgte durch die russische Regierung die Anerkennung des Prinzen Ferdinand als Fürst von Bulgarien. Die Hohe Pforte beeilte sich, dem Beispiel Rußlands zu folgen. Der Sultan übertrug schon am 14. März dem Fürsten Ferdinand die Regierung von Ost-rumelien. Der Fürst erschien in Konstantinopel, um wegen des Tributärverhältnisses zu huldigen, und verließ die türkische Hauptstadt nach gnädigem Empfang durch den Padischah als türkischer Marschall. Dann ging er im April als glücklicher Sieger über ein ganzes Heer von Schwierigkeiten nach Petersburg und wohnte im Mai in Moskau den Krönungsfeierlichkeiten bei. Es versteht sich von selbst, daß der russischen und türkischen Anerkennung nun auch die europäischen Mächte folgten.

Nach neunjähriger Arbeit war also dem Fürsten die Erreichung des ersten und schwersten Zieles gelungen. Über die nun folgende Periode können wir schneller hinweggehen; sie war dem weiteren, friedlichen Ausbau des bulgarischen Staats gewidmet, aber sie enthält für eine Schilderung, die weniger die geschichtlichen Einzelheiten als eine Charakteristik des Fürsten ins Auge faßt, keine wesentlich neuen Momente. Die überlegene Klugheit des Fürsten wußte die Leidenschaft der noch immer recht unbändigen Parteien immer wieder auf eine nützliche Tätigkeit zu richten. So glückte es, eine Finanzreform zustande zu bringen, die im Sommer 1899 durchgeführt werden konnte. Im weiteren Verlauf dieser Maßregeln verzichtete der Fürst im Jahre 1900 auf die Hälfte seiner Zivilliste. Alle Finanzsorgen konnten freilich damit nicht beseitigt werden; es blieb dies ein schwieriges Kapitel, aber man kam wenigstens vorwärts, und die Unentbehrlichkeit der Leitung des Fürsten wurde allen Parteien immer klarer. Daher blieben die Anfeindungen, die der Fürst trotz alledem noch zeitweise persönlich zu erfahren hatte, schließlich vollkommen wirkungslos. Es fehlte auch nicht an Krisen, die jedem anderen Herrscher wohl hätten gefährlich werden können, besonders als im Jahre 1902 neue Enthüllungen über die Ermordung Stambulows die Zankowistische Partei schwer bloßstellten und das tüchtige und vollstümliche Ministerium Danew, das dieser Partei angehörte, beinahe zu Fall brachten.

Das Verhältnis zu Rußland gestaltete sich jetzt immer freundlicher. Dem Besuch Danews in Petersburg folgte die Ernennung eines bulgarischen Gesandten beim russischen Hofe. Dann erschien der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch als Gast in Sofia, und bald darauf erhielt der Fürst den Besuch des russischen Ministers des Auswärtigen, des Grafen Lambsdorff, persönlich. Es kam Bulgarien dabei zustatten, daß Rußland dem nahen Orient in dieser Zeit gleichgültiger gegenüberstand und seine Hauptaufmerksamkeit auf den fernen Osten gerichtet hatte. Doch auch abgesehen davon hatte die russische Politik offenbar seit den Tagen der Sendung des Generals Kaulbars viel gelernt und in richtiger Erkenntnis der Bedeutung des Fürsten Ferdinand eingesehen, daß sie ihren, sozusagen legitimen Einfluß auf der Balkanhalbinsel

nur in freundschaftlicher Verständigung mit diesem klugen Mann behaupten konnte.

Wären die Schwierigkeiten mit Rußland beseitigt, so suchte nun das unreife Nationalgefühl der Bulgaren in seinem unruhigen Betätigungsdrang nach einem neuen Objekt. Die großbulgarische Bewegung wuchs empor. Der Fürst sah sich dadurch in neue Verlegenheiten versetzt, da die einmal angeregte Bewegung in Mazedonien nicht mehr zum Stillstand zu bringen war. Er hatte klugerweise die Lage der Türkei im Jahre 1897, als Griechenland den Krieg erklärte, nicht ausgenutzt, sondern eine strikte und loyale Neutralität beobachtet. Das war eine starke Probe auf seine eigene Autorität im Lande und gab ihm nun auch die Möglichkeit, gegenüber dem Großbulgarentum eine geschickte Taktik zu üben. Es gelang ihm, die Bewegung gerade so weit niederzuhalten, daß sie dem Frieden des Landes nicht gefährlich werden konnte; zugleich zeigte er aber auch so viel Verständnis für diese Bestrebungen, daß er seine eigene Popularität dadurch stützen und ferner damit ein Mittel gewinnen konnte, um der Türkei das schwerere Gewicht des inzwischen so erheblich erstarkten Bulgariens fühlbar und sich selbst für eine Gelegenheit zur Erringung der vollen Unabhängigkeit des Fürstentums bereit zu machen. Es war selbst für die befestigte Stellung des Fürsten trotz aller seiner staatsmännischen Gewandtheit kein ungefährliches Spiel. Es galt sich nach keiner Seite hin fortreißen zu lassen. Um vor allem zuerst den Mächten eine Probe seiner Besonnenheit, seiner Sicherheit und seiner friedlichen Absichten zu geben, tat er zu Beginn des Jahres 1903 den kühnen Schritt einer Auflösung der mazedonischen Komitees im Lande. Sein geschicktes Vorgehen brachte es zustande, daß trotz der erregten Stimmung im Lande die Sobranje dem Ministerium fast in demselben Augenblick ein Vertrauensvotum erteilte, als Österreich-Ungarn und Rußland in einer gemeinsamen Note an die Türkei herantraten, um sie aufzufordern, durch geeignete Reformen den beständigen Unruhen in Mazedonien ein Ende zu machen. Die Bulgaren besaßen bei aller urwüchsigen Leidenschaftlichkeit eine genügende Portion orientalischer Verschlagenheit, um die Vorteile der Lage schnell zu erfassen. Nun konnte der Fürst im Sommer bei geeigneter Gelegenheit ruhig den Gegenzug tun und der Türkei gegenüber in die Rolle der gekränkten Unschuld eintreten. Am 1. Juli ging eine Zirkularnote der bulgarischen Regierung an die Regierungen in Wien, St. Petersburg und Paris ab, worin nachdrückliche Beschwerde gegen Ausschreitungen türkischer Truppen an der Grenze erhoben wurde. Die Wellen der Leidenschaft gingen damals ziemlich hoch in Bulgarien, aber es war eine Täuschung, wenn man im Auslande daraus den Schluß zog, daß eine Revolution bevorstände, und die Reise des Fürsten ins Ausland dahin deutete, als wolle er das Feld räumen. Im Gegenteil, der Fürst hatte die Zügel fest in der Hand, die Türkei mußte nachgeben, und das bewegte Jahr endete mit einer neuen Vertrauenskundgebung der Kammer. Ähnlich gestalteten sich die Dinge in den folgenden Jahren, während in der inneren Entwicklung des Landes ein ständiger Fortschritt erkennbar war.

Es würde zu weit führen, die Einzelheiten dieser Entwicklung zu verfolgen. Die Fürsorge für Finanzen und Handel, Verkehrswege und Häfen nahm darin einen breiten Raum ein, aber auch die Wehrkraft des Landes wurde angemessen verstärkt und in ihrer Organisation vervollkommenet. Dabei hatte der Fürst durch seine Reisen in das Ausland persönlich die Stellung seiner Regierung zu den Großmächten erheblich verbessert und überall das Vertrauen hergestellt. Auch zu Serbien war in diesen Jahren ein freundschaftliches Verhältnis gewonnen worden. Freilich mußte der junge Balkanstaat immer auf kritische Lagen und Zwischenfälle gefaßt sein. So hatte die mazedonische Bewegung den Gegensatz zwischen Griechen und Bulgaren auf das äußerste verschärft. Die griechenfeindliche Bewegung übertrug sich auf Bulgarien selbst, und ein Konflikt mit dem Königreich Griechenland drohte. Die eigentliche Gefahr lag jedoch weniger darin, als in der Einmischung der Türkei, die in diesem Konflikt eine Gelegenheit sah, ein Autoritätsverhältnis gegenüber Bulgarien geltend zu machen. Aber Bulgarien wies diesen Versuch der türkischen Regierung mit solcher Entschiedenheit zurück, daß die tatsächliche Unabhängigkeit Bulgariens aller Welt klar wurde, obgleich sie formell noch nicht anerkannt war. Es konnte nur noch die Frage einer kurzen Zeit sein, daß diese Unabhängigkeit auch formell erreicht wurde.

Einen äußeren Anlaß dazu gab die Streifbewegung auf den Orientbahnen, die schon im Jahre 1907 eingesetzt hatte. Im September 1908 kam es zu einem neuen Ausstand, wenige Wochen, nachdem die Umwälzung in der Türkei dem persönlichen Regiment Abdul Hamids ein Ende bereitet und das osmanische Reich in einen Verfassungsstaat verwandelt hatte. Die bulgarische Regierung tat jetzt selbständig einen entscheidenden Schritt; sie besetzte die Orientbahnstrecken im bulgarischen Gebiete militärisch. Der Rechtsstandpunkt Bulgariens war dabei sehr zweifelhafter Natur. Nicht nur die Verwaltung der Orientbahnen protestierte, sondern auch die Pforte und die Signatarmächte des Berliner Vertrages. Aber in Bulgarien wußte man die Maßregeln geschickt zu begründen, und die Lage war außerdem derart, daß keine europäische Macht sich unter diesen Umständen zum Exekutor des Berliner Vertrages aufwerfen konnte. Die Türkei aber hatte genug mit sich selbst zu tun, und eben in diesen Tagen beging man in Konstantinopel die Unklugheit, das bulgarische Selbstgefühl unnötig zu verletzen; der Agent Bulgariens wurde zu einem diplomatischen Diner der Pforte nicht eingeladen, weil er „Vertreter eines Vasallenstaats der Türkei“ sei. Durch seine Wiener Verbindungen war Fürst Ferdinand überdies zweifellos davon unterrichtet, daß die österreichisch-ungarische Regierung die Annexion von Bosnien und der Herzegowina plante. Jetzt war also der Augenblick zu dem letzten Schritt gekommen. An demselben Tage, an dem Österreich-Ungarn die Annexion von Bosnien vollzog, verkündete ein Manifest des Fürsten Ferdinand aus Ernowa die Erklärung Bulgariens zum unabhängigen Königreich.

Wieder befand sich der nunmehrige König Ferdinand in einer Lage, die von den Mächten nicht anerkannt wurde. Aber wenn der König den gefährlichen und schwierigen Zustand seiner ersten Regierungsjahre ertragen und zum guten Ende geführt hatte, so brauchte er sich jetzt erst recht nicht schrecken zu lassen. Er hatte in jeder Beziehung den rechten Augenblick erfaßt. Das völkerrechtlich Unkorrekte war jetzt nach allgemeiner Meinung das einzig Richtige und Vernünftige, und man hatte jetzt Vertrauen zu seiner Person und zu der Zukunft seines Landes. Man wußte auch, daß, wenn sich irgendeine Form finden ließ, um die Änderung der Verträge annehmbar zu begründen, der neue König den Willen und die Kraft hatte, den sonst schwer gefährdeten Frieden im Orient zu erhalten. Bulgarien behauptete indessen den Winter hindurch zähe seine Stellung in der Frage der Unabhängigkeit und in der der Orientbahnen und traf in Ruhe seine Vorbereitungen für einen im Frühjahr doch vielleicht nötig werdenden Feldzug. Im letzten Augenblick fand es Rußland geraten, statt einer Beteiligung an einem gemeinsamen Schritt der Großmächte seine historische Befreierrolle wieder aufzunehmen und mit Hilfe seiner Forderungen, die es noch an Kriegsentschädigungskosten von der Türkei geltend zu machen hatte, einen Vermittlungsvorschlag zu formulieren. Auf der Grundlage dieses Vorschlags gelang es im Laufe des März 1909 die Frage der Entschädigung der Orientbahnen für die Übernahme ihrer bulgarischen Strecken durch den Staat so weit zu regeln, daß im April die Verhandlungen zwischen der Türkei und Bulgarien beginnen und bald zu Ende geführt werden konnten. Ende April sah sich das Königreich Bulgarien von allen Mächten anerkannt.

Die Entwicklung, die hier in großen Zügen zu schildern versucht wurde, zeigt zur Genüge, wie glücklich, tüchtig und geschickt die Führung war, die den Bulgaren durch die Hand Ferdinands von Koburg zuteil wurde. Die Welt hat durch die unverständigen Urteile, mit denen es die Anfänge der Laufbahn dieses Mannes begleitet hat, eine gewisse Schuld übernommen, die sie gut zu machen hat. Und es scheint, daß man auf dem Wege dazu ist. König Ferdinand, der sich seinen Ehrenplatz in der Weltgeschichte gesichert hat, kann jetzt auch der Bewunderung und Anerkennung der Mitwelt sicher sein.

